

Rebeca Wild

Lebensqualität für Kinder und andere Menschen



Erziehung und der Respekt
für das innere Wachstum von Kindern
und Jugendlichen

BELTZ

Leseprobe aus: Wild, Lebensqualität für Kinder und andere Menschen, ISBN 978-3-407-22395-1

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-22395-1>

1. KAPITEL

ZWISCHEN BERLIN UND QUITO EINE PERSÖNLICHE SUCHE NACH LEBENSQUALITÄT

Lebensqualität kann uns niemand schenken. Sie herbeizusehen kann nur ein Anfang sein. Wir selbst aber können sie uns Stück für Stück schaffen.

Davon handelt diese Geschichte. So wie alles im Leben sind die Anfänge derart klein, dass sie für das bloße Auge fast unsichtbar sind. Es dauert seine Zeit, bis sie erkennbare Formen annehmen. Aber das Lebendige wächst nicht nur unter günstigen Bedingungen, sondern bricht sich nicht selten selbst unter widrigen Umständen Bahn.

In meiner Erinnerung wurde ich dessen zum ersten Mal an einem Frühlingstag des Jahres 1941 inne. Ich war zwei Jahre alt und nahm mich selbst plötzlich zum ersten Mal bewusst wahr, so als tauche unerwartet ein Mensch vor mir auf, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Noch nach 58 Jahren spüre ich meinen damaligen Zustand: Ich stehe am Straßenrand in einem Berliner Viertel, voller Staunen über meine eigene Gegenwart in dieser eigenartigen Umgebung, kritisch die vielen Backsteinhäuser betrachtend, den Bürgersteig, die unregelmäßig gepflasterte Straße, die ich nicht zu überqueren wage. Ich versuche mich zu orientieren, wo ich eigentlich bin, fühle mich fremd und nicht zugehörig, doch dann entdecke ich einige Gräser zwischen den Steinen. Ich bücke mich zu ihnen hinunter, ertaste ihre Form, ihre Zartheit, ihre Frische und bin plötzlich ganz eins mit mir

8 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

und mit dieser kleinen Welt, die ich aus der Hässlichkeit einer Großstadt gewählt und mir zu Eigen gemacht habe.

Was die weiteren Lebensjahre angeht, so erinnere ich mich an ähnlich deutliche, wenn auch nur kurze Szenen, immer verknüpft mit dem starken Gefühl einer überraschenden Wahrnehmung meiner selbst inmitten einer Welt, die im ersten Augenblick vertraut und dann unversehens voller Rätsel erschien. Menschen, die mir zwar bekannt waren, deren Worte und Gesten ich aber nur mühevoll entziffern konnte; Züge, von denen ich nicht wusste, wohin sie mich fuhren; und auf meine vielen Fragen Antworten, die mich noch mehr verwirrten. Radiomeldungen, bei denen die Gesichter meiner Eltern sich voller Angst verzogen. Das Wort »Krieg«, das alle zu erschrecken schien, das mir aber niemand zu meiner Zufriedenheit erklären konnte. Eine festliche Suche mit meinen Geschwistern nach Granatsplittern, die in einer entfernten Straße zu ergattern seien. Jeden Sonntag die unangenehme Prozedur, mit der Familie im besten Kleid zur Kirche zu pilgern und dort still sitzen zu müssen, und, da mir dies nicht möglich war, die strengen Verweise und schließlich – mitten in einer nicht enden wollenden Predigt – eine Tracht Prügel vor der Kirchentür.

In all diesen unverständlichen Gegebenheiten meines jungen Lebens gab es doch immer wieder das friedliche Finden zu eigenem Tun mit Dingen, die für andere keine Bedeutung zu haben schienen: ein paar bunt gefärbte Blätter, deren Struktur mich mit Glück erfüllte; das Entdecken einer Schwertlilie, die vor mir ihre Knospe öffnete; der unbeschreibliche Duft des Goldregens an einem heißen Augusttag und das Summen der Bienen, die zwischen den Blüten hin und her flogen; die Empfindung heißen Sandes zwischen meinen forschenden Fingern, die raue Oberfläche einer Berliner Straßenlaterne, um die ich immer und immer wieder kreiste, während meine Hände sich die Empfindung des kalten, rauen Metalls einprägten. Die dunklen Klänge eines Fagotts aus dem Nebenzimmer, die helle Musik in mir

wachriefen und das oft widersprüchliche Außen und Innen für eine kleine Weile in mir versöhnten. Als ich 50 Jahre später zum ersten Mal wieder diese Berliner Straße aufsuchte, in der sich mir diese Geheimnisse, die Teil meines Wesens wurden, offenbart hatten, empfand ich große Mühe, die letzten Spuren dieser Wunder inmitten der hässlichen braunen Häuserreihen ausfindig zu machen.

Mitten in der Großstadt war es mir zu jener Zeit doch manchmal möglich, meiner Sehnsucht nach Schönheit und friedlichem Forschen nachzugehen, oft nur, wenn die Erwachsenen rund um mich zu beschäftigt waren, um meine kleinen Ausschweifungen und Abenteuer zu unterbinden. Schon früh merkte ich, dass es weiser war, zu warten, bis »die Luft rein war«. So machte ich mich schon mit vier Jahren ans Klavier heran, wenn die Mutter einkaufen ging und ich mich weigerte mitzugehen. Es dauerte wohl ein Jahr, bis jemand merkte, dass ich ganz allein herausgefunden hatte, wie man auf den weißen und schwarzen Tasten Musik selber erfinden und nicht nur Melodien, sondern auch die angenehmsten Harmonien aus ihnen herauslocken konnte. Als der Krieg vorbei war, wurde ich allerdings zu Frau Krause, einer Klavierlehrerin, geschickt. Sie lebte in einer muffigen Altbauwohnung und war selbst in dunkle Kleidung gehüllt, die zu ihrem grauen Haar und ihrem verkniffenen Gesicht zu passen schien. Mit den Schlägen ihres Lineals auf meine zu kurzen Finger trieb sie mir in wenigen Wochen die Liebe zur Harmonie aus, und es war dann für mich wie ein Wunder, als ich sie nach Jahren unverhofft wieder in mir entdeckte.

Als die Bombenangriffe auf Berlin uns Nacht für Nacht aus den Betten und in die Luftschutzkeller trieben, verdrängte das Verlangen nach bloßem Überleben meine Sehnsucht nach den schönen Dingen des Lebens. Ich lernte, vor dem Zu-Bett-Gehen meine Kleider so neben dem Bett zu falten, dass ich mitten in der Nacht, ohne Licht zu machen, in sie hineinfahren konnte.

10 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

Später legten wir uns angezogen ins Bett und stiegen bei Alarm, ohne Zeit zu verlieren, schlaftrunken die Treppen zum Keller hinunter. In dieser Zeit war das Höchste an Lebensqualität, wenn ich zusammen mit meiner Schwester – meine beiden Brüder und der Vater waren irgendwo im Einsatz – im Arm der Mutter das Krachen der Bomben in relativer Sicherheit erlebte, während andere Insassen des Bunkers vor Angst schrien.

Einen besonderen Platz in der Kette von Erinnerungen, die oft unverhofft aus der Vergangenheit aufsteigen, nehmen die Weihnachtsfeste der Kriegs- und Nachkriegsjahre ein. So das des Jahres 1945. Noch waren alle Wunden der erlebten Schrecken offen, wir wussten noch nichts davon, dass der Vater am Leben, wenn auch in Kriegsgefangenschaft war. Eben hatten wir die Nachricht bekommen, dass mein ältester Bruder als knapp Siebzehnjähriger noch zwei Tage vor Kriegsende in Berlin-Wannsee gefallen war. Die Nahrungsmittel waren so knapp, dass wir keinen Abend gesättigt ins Bett gingen, und wegen der Knappheit an Heizmaterial waren alle Aktivitäten auf ein einziges Schlafzimmer konzentriert. Und doch brachte es meine Mutter noch fertig, uns einen unvergesslichen Heiligabend zu zaubern. Sie hatte aus den schmalen Tagesrationen grammweise die Zutaten für Kekse zusammengespart, Kerzenstummel und Stearintropfen zu Weihnachtskerzen gemischt und wunderbarerweise einen winzigen Tannenbaum aufgetrieben. Der Tisch wurde weihnachtlich geschmückt, dem Kachelofen wurden ein paar kostbare Briketts geopfert. Und unter einem weißen Tuch fand ich ein unschätzbares Geschenk: Meine Stoffpuppe, die ich nach einem Bombenangriff halb verbrannt aus dem Haus einer Freundin gerettet hatte, war mir, neu überzogen, mit einem fröhlichen Gesicht und neuen Kleidern zurückgegeben. Und so begingen wir diesen Abend auf denkwürdige Weise inmitten der allgemeinen Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit. Wir wagten es, begleitet vom Klavier, das auch ins Schlafzimmer umgezogen war, und von Geige und Flöten, die alten Lieder anzustimmen,

die auf vielerlei Weise davon handeln, dass Freude und Licht in eine Welt eingezogen sind, die in Trauer und Dunkelheit lebte. Alle späteren Weihnachtsfeste, die wir in relativem Wohlstand begingen, bezogen trotz aller glitzernder Pracht und trotz voller Mägen aus diesem Heiligabend ihren eigentlichen Glanz.

Dann kamen die Jahre des Wiederaufbaus. Meine Familie zog von Ostberlin nach München um, als ich elf Jahre alt war. Bisher hatte ich nur mit Unterbrechungen die Schulbank gedrückt und dann auch nur wenige Stunden am Tag. Schreiben und Lesen hatte ich mir von meinen älteren Geschwistern abgeguckt. Als besonders unterernährtes »Rotkreuzkind« wurde ich im Jahr 1949 sechs Monate lang in der Schweiz etwas aufgepäppelt, war aber bei meiner Gastfamilie tagsüber vollkommen auf mich gestellt. Ich war den ganzen Tag allein im Hause und organisierte meine Zeit nach Gutdünken, erkundete auf eigene Faust die Umgebung und vertiefte mich, wenn das Wetter schlecht war, in Erwachsenenromane, die ich vorsichtshalber in den Schrank zurückstellte, bevor meine Gastgeber nach Hause kamen.

Zurück in Deutschland wurde ich dann bald von der allgemeinen Erwartung angesteckt, dass von jetzt ab »alles nur besser werden« könne. Wir brauchten nicht mehr zu hungern und konnten uns nach und nach kleine Freuden leisten, die über die Grundbedürfnisse des Überlebens hinausgingen. Es gab auch mehr Abwechslungen und Ablenkungen, obwohl wir solche Verbesserungen immer noch nicht als selbstverständlich hinnahmen.

Mit dem zunehmenden Vertrauen in den Fortschritt und den Wiederaufbau entstand unmerklich die Vorstellung, dass es wichtig sei, sich diesem viel versprechenden Geist der Zeit anzupassen, um sich so einen entsprechenden Anteil am wirtschaftlichen Aufstieg zu sichern. Während in meiner frühen Kindheit das familiäre Umfeld durch die Gegnerschaft zum Naziregime geprägt war, schlug nun die Stimmung um. Den jetzt herrschenden gesellschaftlichen Kräften wurde mit einem gewissen Wohl-

12 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

wollen begegnet. Meine älteren Brüder hatte man damals noch vor den Einflüssen der Schule zu bewahren versucht. Was mich hingegen betraf, so verspürte ich deutlich die Erwartung meiner Eltern, im Gymnasium möglichst viel zu leisten, um meine Chancen auf einen Erfolg in dieser Gesellschaft zu verbessern. Da ich in den Volksschuljahren nur wenig Zeit auf der Schulbank verbracht hatte, litt ich noch nicht unter Schulmüdigkeit und ging auf dieses neue Abenteuer zunächst mit einem gewissen Elan ein.

Zwischen meiner Bereitschaft, den Glauben an die Schule zu teilen, und einem Bedürfnis nach Eigenständigkeit, das durch neue Erfahrungen immer wieder genährt wurde, vergingen für mich die Fünfzigerjahre. Auch die Zeit des inneren Widerstandes gegen die Art und Weise, wie die Eltern mein Leben zu steuern und zu beeinflussen suchten, verlief ohne offenen Kampf. Ich schaffte mir genügend Freiraum, in dem ich eigenen Interessen nachging, Freundschaften pflegte und die Ereignisse der damaligen Zeit auf meine Weise zu verstehen suchte. Umstürzlerische Ideen und die Begeisterung anderer Altersgenossen für Protestaktionen widerstrebten mir. Doch wuchs in mir ein Grundgefühl, dass ich meine eigenen Werte zu finden hätte, auch wenn sie mit den allgemein geltenden nicht übereinstimmen sollten.

Es war zu dieser Zeit, als ich Germanistik und Anglistik studierte und mir ein wenig finanzielle Freiheit durch Sommerjobs als Fremdenführerin schuf, dass ich Mauricio begegnete. Er befand sich eben auf einer dreijährigen Wanderschaft durch Europa und verdiente in diesen Wochen etwas Geld als Reiseleiter. Es war ein strahlender Septembersonntag, und wir begleiteten Touristen aus verschiedenen Ländern zu den bayerischen Königsschlössern, fanden Gefallen aneinander und verabredeten uns für einen abendlichen Kinobesuch in München. Doch auf dem Weg zum Kino kamen wir ins Gespräch und verpassten die Vorstellung.

Mauricios Eltern waren in den Dreißigerjahren aus der Schweiz nach Ecuador ausgewandert. Er wurde in Quito geboren, verlebte aber seine Kindheitsjahre im tropischen Teil des Landes, an einem breiten Fluss, auf dem sein Vater die Erzeugnisse seines Balsasägewerkes in die Hafenstadt Guayaquil flößen ließ. An diesem ersten Abend in München hörte ich Geschichten aus einer ganz anderen Welt, aus dem Urwald, wo ein Kind nicht mit Verwunderung Grashalme zwischen Pflastersteinen entdeckt, sondern wo die Natur oft als Gefahr erlebt wird und man alle Sinne gebrauchen muss, um ihr nicht zum Opfer zu fallen. So zum Beispiel die Geschichte von jener Henne, die ihre Küken im Garten mit Erfolg gegen eine Giftschlange verteidigte – ein Bild, das wir heute noch heraufbeschwören, um die Rolle der Eltern zu illustrieren, wenn ihre Kinder einer Umwelt ausgesetzt sind, die ihr authentisches Leben gefährdet.

Er erzählte von den Ängsten, die er als Schuljunge durchstand, als auf dem Weg zur Dorfschule sein Kanu vom reißenden Fluss umgeworfen wurde, das Wasser alle mühsam beschriebenen Hefte vernichtete, und wie er dann den Lehrer mit einem Sack Brotfrucht beschwichtigte, um sich vor der zu erwartenden Tracht Prügel zu retten.

Er erinnerte sich, dass seine Eltern von ihrer alten Heimat immer wie von einem verlorenen Paradies geschwärmt hatten, wo alles besser und angenehmer sei als in Südamerika. Doch diese so oft gehörte Mär entpuppte sich als Trugbild, als er zusammen mit seinem Bruder zu weiterer Schulbildung in die Schweiz übersiedelte und nur von wenigen Menschen Interesse und Verständnis für seine so ganz anderen Erfahrungen erfuhr. Von seinen Mitschülern ausgelacht, als er einmal eine Probe lateinamerikanischer Musik zum Besten gab, von den Verwandten in bester pädagogischer Absicht gezwungen, mit dem Bruder kein Spanisch mehr zu sprechen, um schneller Deutsch zu lernen, auf Schritt und Tritt die Herablassung gegen Menschen aus »unterentwickelten Ländern« spürend, wuchs in ihm das Misstrauen

14 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

gegenüber dieser Zivilisation, die allgemein als entwickelt bewundert wird. Zwar interessiert sie sich für andere Lebensweisen und Werte – solange sie diese erforschen kann. Aber sie hält sie nicht für wertvoll genug, um ihnen Respekt entgegenzubringen und Gleichberechtigung zuzugestehen.

Solche Erfahrungen ließen ihn an der Form zweifeln, in der ihm der westliche Fortschritt begegnete. Gleichzeitig aber wuchs in ihm ein Verlangen nach echter Entwicklung: einer Entfaltung des eigenen Potenzials nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit allem Lebendigen. Dieser Wunsch nach einem Leben voller Erfüllung für uns selbst und für unsere Umgebung war Inhalt langer Gespräche, die uns einander näher brachten. Drei Wochen lang trafen wir uns nach der Arbeit in München. Später, als Mauricio wieder auf die Reise ging, setzten wir unsere Dialoge mehrmals pro Woche brieflich fort. Schließlich reifte in uns der Entschluss zu versuchen, unsere Hoffnungen in einem gemeinsamen Leben zu verwirklichen, und zwar an einem Ort, wo es noch am so genannten Fortschritt haperte und vielleicht Hoffnung bestand, ein Leben nach eigenen Vorstellungen aufbauen zu können.

Wir heirateten in Quevedo, einer damals noch kleinen Stadt im tropischen Ecuador, zu einer Zeit, als ein moderner Lebensstil, der heute die meisten Städte und Dörfer auf der Welt einander angleicht, kaum die Hauptstadt erreicht hatte. Alles, was ich bis dahin als »normales Leben« akzeptiert hatte, wurde in kurzer Zeit über den Haufen geworfen, und ich wurde damit auf mich selbst zurückgeworfen. »Erwarte nichts Vertrautes, keine angenehmen Umstände oder Zerstreungen«, hatte Mauricio mich gewarnt. »Wenn du dich für Ecuador entscheidest, soll es nur darum sein, dass wir zusammen einen gemeinsamen Weg für uns finden.«

Diese Mahnung zur Vorsicht war nicht von ungefähr: In Quevedo, wo wir während des ersten Jahres lebten, gab es weder Licht noch fließendes Wasser. In den Straßen flog in der Tro-

ckenzeit bei jedem durchfahrenden Bananenlaster meterhoch der Staub auf und in der Regenzeit konnte man bis zu den Knien im Schlamm stecken bleiben. Lärm und Hitze, Moskitos und sonstige Plagen waren der Preis für das Fehlen der kalten Jahreszeit, über die ich mich früher manchmal beklagt hatte. Und natürlich brauchte ich einige Zeit, bis ich mit der so anderen Mentalität, Sprache und den fremdartigen Gebräuchen zu recht kam. Doch ich war jung und anpassungsbereit, und so lernte ich, die Menschen wegen ihrer Warmherzigkeit, spontanen Gastfreundschaft und ihrer Fähigkeit zu schätzen, aus den einfachsten Gegebenheiten das Beste zu machen. Hinter der offensichtlichen Ungepflegtheit der Umgebung entdeckte ich die Urwüchsigkeit der Natur und konnte manche Abenteuer erleben, von denen ich als Kind geträumt hatte. Doch ich hatte ja nicht die Heimat verlassen, um lediglich ein abenteuerliches Leben zu führen, sondern um meinen persönlichen Weg zu suchen. Dazu musste ich lernen, auch unter schwierigen Umständen ich selbst zu sein. Und ich war ja nicht allein. Zusammen wollten wir versuchen, einen Raum zum Leben zu schaffen, der uns angemessen war und uns auf eine Entwicklung in einem aktiven Leben hoffen ließ.

Dieses Anliegen führte uns, zunächst noch in Ecuador, in verschiedene Richtungen: von Quevedo auf eine Bananenfarm und später in die Hafenstadt Guayaquil ins Geschäftsleben. Als wir nach vier Jahren Ehe davon ausgehen mussten, keine eigenen Kinder zu bekommen, entschlossen wir uns zu einem Studium in New York, wo wir beide gleichzeitig an der Universität arbeiteten. Zu dieser Zeit kamen wir in Kontakt mit einem »Inneren Weg«*, der unser Bedürfnis nach selbst bestimmtem Leben noch heute zur Genüge befriedigt.

Nach wenigen Wochen in New York geschah es dann doch: Ich erwartete ein Kind und das lenkte unser Leben wiederum in

* Siehe auch die Fußnote auf Seite 285

16 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

neue Bahnen. Nach der Geburt unseres Sohnes kehrten wir der Riesenstadt den Rücken und setzten unsere Studien in Puerto Rico fort, zogen nach dem Abschluss nach Kolumbien und später zurück nach Ecuador. Sozialarbeit und organische Landwirtschaft brachten uns hier auf grundsätzliche Fragestellungen über die Grenzen und Möglichkeiten eines persönlichen Einsatzes in einer Welt, die einem tief greifenden Wandel unterworfen ist. In den sechs Jahren unserer Abwesenheit hatte Ecuador sich stark verändert. Unberührte Gegenden, althergebrachte Lebensweisen und menschliche Beziehungen wurden schon damals zusehends ökonomischen Verwertungsinteressen geopfert, die mit Fortschritt oder Entwicklung gerechtfertigt wurden.

Wenn ich heute auf unsere Wanderjahre zurückblicke, fällt mir auf, dass es uns eigentlich überall, wo wir uns, sei es auch nur für beschränkte Zeit, niederließen, gelungen war, Freundschaften zu knüpfen und unser Haus auch unerwartetem Besuch zu öffnen. So fühlten wir uns überall heimisch und bekamen Gelegenheit, verschiedenartige Gefühls- und Denkweisen kennen zu lernen. In Kolumbien organisierten wir einen kleinen Kindergarten, der unserem Sohn zusammen mit anderen Kindern eine glückliche Zeit ermöglichte. Während unserer landwirtschaftlichen Tätigkeit in Ecuador unterstützten wir die benachbarte Dorfschule durch den Aufbau eines Montessori-Kindergartens. Er war nicht nur den Dorfkindern, sondern auch mir eine Bereicherung, denn hier konnte ich mir über grundsätzliche menschliche Wachstumsbedürfnisse klar werden, die unabhängig von kulturellen und sozialen Unterschieden bestehen.

Unsere Neugier für die kindliche Entwicklung erwuchs aus der Einsicht, dass wir uns im Grunde im Umgang mit unserem eigenen, mit so großer Freude erwarteten Kind überraschend unsicher fühlten. Nach seiner Geburt dauerte es nicht lange, bis wir merkten, dass unsere Liebe und Begeisterung für diese neue Aufgabe nicht genügten und dass wir etwas mehr brauchten,

um das bisher gewonnene Gleichgewicht zwischen uns und unseren Lebensumständen zu erhalten. Wir waren zehntausend Kilometer entfernt von der selbstverständlichen Unterstützung durch die eigenen Verwandten und hier den unterschiedlichsten Ideen und Ratschlägen ausgesetzt. Aus diesem Wirrwarr mussten wir letztendlich unsere eigenen Schlüsse ziehen. Bald waren wir der oft widersprüchlichen »Rezepte« überdrüssig, die uns von Freunden und Nachbarn gefragt oder ungefragt angeboten wurden. Auch unseren »Instinkten« wagten wir nicht zu trauen. Schließlich fanden wir in den Grundideen Maria Montessoris einen Rahmen, der uns sowohl einleuchtete als auch gleichzeitig Freiheit für eine eigene Urteilsbildung versprach.

Die einfachen Kategorien »sensible Phasen« und »spontane Aktivität des Kindes in einer geeigneten Umgebung« machten es uns leichter, die täglichen Erfahrungen mit unserem Sohn einzuordnen und ein wenig besser zu verstehen.

Durch sie wurden wir fähiger, uns in jeder Situation dem Kind neu zu öffnen, und durch diese Haltung waren wir offener unerwarteten Situationen gegenüber. Die erste Überraschung war, dass durch unsere leicht veränderte Einstellung unser gemeinsames Leben interessanter, leichter und angenehmer wurde. Es gab nicht nur für Leonardo, sondern auch für uns ständig Neues zu entdecken. Das motivierte uns, auch Nachbarskindern mehrmals in der Woche Haus und Garten zu öffnen und damit unser Leben weiter zu bereichern. So gelang es uns, verschiedene Anliegen miteinander in Einklang zu bringen: das Bedürfnis unseres und anderer Kinder nach vielfältigen, aber verlässlichen Erfahrungen und unseren eigenen Wunsch, einen tieferen Einblick in Entwicklungsprozesse zu bekommen.

Doch war unsere Fähigkeit, unbewusst angenommene Selbstverständlichkeiten (»ich bin nun mal so« oder »die Welt ist eben so«) infrage zu stellen, noch wenig ausgebildet. Nachdem Leonardo sechs Jahre alt geworden war, verbrachte er täglich sechs Stunden zusammen mit 55 anderen Kindern in einem Klassen-

18 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

zimmer. Unsere Zweifel, ob das nicht eine Zumutung für ihn sei, interpretierten wir damals noch als unsere »elterliche Weichheit«. Schließlich sagen doch alle, dass mit sechs »der Ernst des Lebens« beginne, auf den man sich eben rechtzeitig vorbereiten müsse. Wer waren wir schon, solche weltweit anerkannten Normen anzweifeln zu dürfen?

Fast neun Jahre später als Leonardo kam unser zweiter Sohn Rafael zur Welt. Wieder ereignete sich vor unseren Augen das Wunder eines sich von selbst entwickelnden Lebens. Wieder bereiteten wir eine geeignete Umgebung für seine spontanen Aktivitäten, aus der dann durch verschiedene Umstände ein schnell wachsender Kindergarten in der Nähe Quitos wurde. Nun konnten wir das Lebensgefühl unserer beiden Kinder miteinander vergleichen und merkten zu unserer Bestürzung, dass sich das erste immer mehr von seiner früheren Offenheit und Begeisterung für alles Neue entfernte, während das zweite jeden Tag neue Abenteuer suchte, und dass der eine Misstrauen, Angst und Langeweile, der andere aber Vertrauen und Lebenslust entwickelte.

Dieser Vergleich wurde Anlass für uns, wichtige Entscheidungen zu treffen, die sich dann auf unseren weiteren Werdegang ausgewirkt haben. Endlich machten wir uns die Mühe, das bestehende, häufig kritisierte, aber letztlich doch allgemein akzeptierte Erziehungswesen genauer zu überprüfen, und zwar daraufhin, ob es unseren Werten und Ansprüchen auf Lebensqualität wirklich genüge. Durch unsere täglichen Erfahrungen mit Vorschulkindern fielen uns sofort einige wesentliche Unterschiede auf:

Kleine Kinder setzen sich – nicht selten zum Leidwesen der Erwachsenen – aus eigenem Antrieb mit ihrer Umwelt auseinander, stellen sich ihre eigenen Aufgaben, bewältigen dabei auftretende Hindernisse, üben Bekanntes, solange es ihnen gefällt, treffen von sich aus ständig auf neue Fragen, an denen sie herumknobeln, bis sie zufrieden sind, auch wenn ihre Antworten provisorisch sind. Sie leben so weit wie möglich in ihrem eige-

nen Rhythmus. Aus ihren Emotionen entsteht der Anstoß für ihre Handlungen und Ruhepausen.

Schulkinder dagegen sollen vor allem lernen still zu sitzen und nur zu reden, wenn sie dazu aufgefordert werden. Sie sollen nach Programm Fragen beantworten, die sie selbst nicht gestellt haben, sollen portionsweise Wissen aufnehmen und Techniken üben, doch nicht aus eigener Neugierde, sondern von außen gesteuert und motiviert. Die Freiheit der Wahl ist ungeheuer eingeschränkt, falls überhaupt vorhanden, und die Umgebung so ärmlich, dass die Möglichkeiten zu sinnlichen Erfahrungen auf ein Minimum reduziert sind. Die ursprüngliche Freude am eigenen Tun ist durch Lob und Tadel und zunehmend durch die Jagd nach Noten ersetzt. Echte Emotionen haben einen geringen Stellenwert; Anpassung an Forderungen stehen an erster Stelle.

Diese erste, noch etwas grobe Betrachtung gab unseren Entscheidungen eine neue Richtung. Zunächst einmal bot sie uns den Schlüssel zu Leonardos zunehmendem Widerwillen gegen alles, was von ihm erwartet wurde, und ermutigte uns, es ihm zu überlassen, ob er weiter die Schule besuchen wollte oder nicht. Nach dreiwöchigem Zaudern entschloss er sich, zu Hause zu bleiben. Anfangs wusste er zwar nicht recht, was er mit sich anfangen sollte. Er war damals zwölf und unsere Umgebung vorerst nur für kleine Kinder vorbereitet. Doch allmählich organisierte er sich innerhalb eines Minimums an Grenzen, die wir für nötig hielten. Er ging auf Entdeckungsreisen in unserer ländlichen Umgebung, fand eine Vielzahl praktischer und künstlerischer Interessen und konzentrierte sich nach drei Monaten mit Vorliebe gerade auf solche Dinge, die er in der Schule am meisten gehasst hatte: Er begann intensiv zu lesen und schrieb schließlich eifrig seine ersten Geschichten, eine Tätigkeit, der er heute hauptberuflich nachgeht.

Die zweite schwer wiegende Entscheidung, die unsere ersten Analysen bewirkten, bezog sich auf Rafaels Zukunft. Wir entschlossen uns, ihm Leonardos Schulerfahrung zu ersparen und

20 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

stattdessen die schon vorhandene Kindergartenumgebung so zu erweitern, dass auch größere Kinder darin in spontaner Aktivität ihre Entwicklungsbedürfnisse befriedigen könnten. In diesem ersten Jahr waren es sieben weitere Kinder, deren Eltern mit uns den Schritt wagten, auch ohne Genehmigung des Kultusministeriums eine »freie Schule« zu starten.

Während der zwei Jahre, in denen wir den Kindergarten aufbauten, gingen sowohl Mauricio wie auch ich in der restlichen Zeit noch anderer Arbeit außerhalb unseres Projekts nach. Dadurch wollten wir vermeiden, dass nur Kinder zahlungskräftiger Eltern in den Genuss unserer vorbereiteten Umgebung kämen. Mit unseren Einnahmen konnten wir nach und nach die notwendige Infrastruktur aufbauen und verbessern.

Doch die Entscheidung für die Primarstufe verlangte von uns nun »Totaleinsatz«. Ich befürchtete, dass ich allein solch einem gewagten Unternehmen nicht gewachsen sein würde. So stürzten wir uns beide in ein doppeltes Abenteuer: bei ständiger finanzieller Unsicherheit die Verteidigung einer Schule, die das öffentliche Schulprogramm nicht einzuhalten gedachte.

In den ersten Jahren gab es wohl kaum einen Morgen, an dem wir nicht mit Angstgefühlen aufwachten. Würde die Sache gut gehen? Wie konnten wir sicher sein, dass unsere Kinder den Anforderungen des Lebens gewachsen sein würden, wenn sie ihren eigenen Entscheidungen und Vorlieben folgten? Wie konnten wir die Eltern überzeugen und uns vor den Behörden schützen? Wie die nächste Miete und die Löhne unserer Mitarbeiter zahlen? Doch sobald die Kinder ankamen, wurden unsere Befürchtungen von ihrer Entdeckerfreude und Lebenskraft wie fortgefegt. So lebten wir ständig zwischen Angst und Vertrauen und hatten uns täglich neu zu entscheiden, welcher Welt wir angehören wollten.

Doch die Welt, in der die Kinder ihren Entwicklungsbedürfnissen angemessene Erfahrungen machen konnten, musste erst allmählich geschaffen werden. Wir machten es uns zur Gewohn-

heit, in zwei Nächten pro Woche nur zwei Stunden zu schlafen, um systematisch Materialien herzustellen. An drei Nachmittagen arbeiteten wir mit den Betreuern, sprachen über unsere Erlebnisse, dachten zusammen über die Entwicklung der Kinder nach, übten mit didaktischen Materialien und versuchten, Verknüpfungen zwischen der uns zugänglichen Forschungsliteratur und unseren täglichen Erfahrungen herzustellen. Wir organisierten regelmäßige Elternabende und legten Zeiten für Familiengespräche fest. Es dauerte nicht lange, bis wir eingeladen wurden, mit anderen Menschen, die mit Kindern arbeiteten, so zum Beispiel in Slumvierteln von Quito und in Indianergemeinschaften, unsere Erfahrungen zu teilen und sie zu beraten.

Nach Jahren enormen persönlichen Einsatzes überschrieben wir alles, was wir aufgebaut hatten, der »Fundación Educativa Pestalozzi«, um der Arbeit einen gemeinnützigen, legalen Status zu geben. Von diesem Moment an wurden alle Entscheidungen von einem Aufsichtsrat getroffen, der damals größtenteils aus Eltern bestand, die wir jedoch in langen nächtlichen Sitzungen erst einmal geduldig über alle Vorkommnisse in Kenntnis setzen mussten. Oft war es nicht leicht, den Vorstand von unserem Grundsatz zu überzeugen, dass diese Schule nur dann unser Ideal einer sozialen Integration erreichen könne, wenn wir bereit seien, Stipendien auch dann zu gewähren, wenn wir nicht wüssten, woher wir das Geld dafür nehmen sollten. Über die Jahre konnten wir immer wieder erfahren, dass sich unerwartete Lösungen auftun, wenn wir es nur wagten, mehr dem Leben als den Banken zu vertrauen.

Wie nie zuvor waren wir also in eine Tätigkeit körperlich, emotional und gedanklich völlig eingespannt. Und wie nie zuvor mussten wir lernen, Grenzen zwischen äußeren und inneren Anforderungen und unseren eigenen persönlichen und familiären Bedürfnissen zu setzen. Zwölf Jahre lang spielte sich dieses Leben in einem gemieteten Haus und Gelände ab. Dort reservierten wir nur zwei Schlafzimmer für uns. Alle anderen Räumlich-

22 *Lebensqualität für Kinder und andere Menschen*

keiten waren praktisch der Öffentlichkeit zugänglich. Und diese Bleibe konnte uns von Jahr zu Jahr gekündigt werden. Durch eine Reihe unvorhergesehener glücklicher Umstände konnte die Schule endlich ein Stück Land am Fuß eines alten Vulkans billig kaufen. Hierhin wurden zwei abmontierte Hallen vom alten Gelände übersiedelt und durch zusätzliche Häuser ergänzt.

Aus Kindergarten und Primarstufe erwuchs nach und nach eine Sekundarstufe. Nach einer provisorischen Genehmigung erhielten wir im zwölften Jahr eine öffentliche Anerkennung dieses Bildungswegs mit dem Titel »Neunjährige ecuadorianische Grunderziehung ohne Klassen«. Dieses Abkommen mit den Behörden erlaubt uns nun, unseren Schülern ein Abschlusszeugnis ohne Noten und ohne Nachweis eines eingehaltenen Schulprogramms zu erteilen. Mit diesem Beleg können sie auf Wunsch ohne Zusatzprüfungen weiterführende Schulen besuchen.

Doch viele Jugendliche möchten die im Pesta gewohnte Art, eigenständig und selbstverantwortlich zu leben und zu lernen, weiterführen. Aus diesem Traum entsteht gerade eine neue Struktur, die wir »Autodidaktisches Netzwerk« nennen (siehe Kapitel 11).

Aus unserer privaten Suche nach Lebensqualität entstand hier also in konzentrischen Kreisen eine Bewegung, die immer mehr Menschen einbezog. Eltern berichten, dass der Pesta ein wichtiger Brennpunkt in ihrem Leben geworden ist, aus dem sie eine neue Perspektive für ihr persönliches und ihr Berufsleben schaffen können. Frühere Schüler bezeugen, dass ihre Jahre der Freiheit in Bezug auf die Aneignung eines spontanen Handelns und des selbstständigen Aufbaus ihres Selbst die wichtigste und grundlegendste Erfahrung für sie gewesen sei, die ihrem Leben einen unvergleichlichen Wert verleihe. In diesem Jahr besuchen die ersten drei Kinder der »zweiten Generation« den Kindergarten, und unsere Enkeltochter wächst dem Tag entgegen, an dem sie Nutznießer der Umgebung sein wird, die vor 23 Jahren für ihren Onkel geschaffen wurde.